
Marius Reisener

Formen des Missverstehens

*Geschlecht und Hermeneutik in Karl Gutzkows Romantheorie
»Vorrede zu Friedrich Schlegels Vertraute Briefe
über die Lucinde« (1835)*

Vorderhand mag die Allgegenwart des Missverstehens das große Ärgernis der Hermeneutik sein. In seiner 1832 gehaltenen Vorlesung erörtert Friedrich Schlegel allerdings die Grundregeln des Verstehens basierend auf der Annahme, dass sich nicht nur das Verstehen von selbst ergebe, sondern eben auch das Missverstehen. Missverstandenes konturiert das Verstehen von außen; die Ränder des ›richtigen‹ Verstehens zeichnen sich dort ab, wo »Übereilung« oder »Befangenheit« in Bezug auf Inhalt oder Ton des Auszulegenden vermieden wird.¹

Damit ist sogleich der Arbeitsauftrag für hermeneutische Verfahren formuliert, die Schlegel in Form rhetorischer Negation zu solchen erklärt, die ihr Misslingen nicht nur mitdenken, sondern zur Voraussetzung des Vorgangs erklären, nämlich: »auf jedem Punkt das Mißverstehen zu vermeiden«.² Von hier aus lässt sich das Vermögen, das die Hermeneutik für die Konstellation von Literatur, Leben und Ethik bereithält, in dreifacher Weise auffalten. Und das ist insofern entscheidend, als diese Konstellation wesentlich ist für die poetologischen Beschäftigungen um 1800. Diese Umgänge lassen sich also dreifach aufspreizen. So geht es erstens darum, dass dieses hermeneutische Verstehen ein Vorgang permanenten Aufschubs ist bzw. sich als »Prolepsis auf das noch nicht und nie jemals Gegebene« ausnimmt und sich so kein Verstehensprozess jemals abschließt, weil stets das Verstehen verstanden werden müsste, wodurch sich das Verstehen des Zunächst-Verstandenen änderte und so fort – dass es sich beim Verstehen also um einen fortwährenden und volatilen Prozess handelt und dass sich in den Anfängen der Hermeneutik bereits etwas abzeichnet, das erst in späteren Theorieentwürfen etwa dekonstruktivistischen Gepräges artikuliert wird.³ Zweitens bedeutet das, dass es sich bei diesem Prozess nicht nur um einen handelt, der das Verständnis von seinem Gegenstand und dessen sprachlicher Verfasstheit immer weiter aufschiebt, sondern der zugleich Aufschluss über sich selbst geben kann, allerdings auch hier nur im Modus der Verzögerung. Und drittens ist die Deutungsmöglichkeit mit dem verbunden, was Schlei-

ermacher Lebensakt bzw. Lebensfunktion nennt – und von dem Verstehen des Auszulegenden kann insofern auf das Leben rückgeschlossen werden, als »die Rede ein Lebensmoment« ist.⁴

Prozessual, volatil und auszughaft – was sich für den Verstehensprozess als elementar erweist, gilt auch für die Gattung des Romans sowie das Sprechen über ihn, und zwar in zweifacher Weise: weil er einerseits verstanden werden will und andererseits Modi des Verstehens vermittelt. Das ist keine unterkomplexe Lage, zumal der Roman wohl selbst als prozessual, volatil und auszughaft angesehen werden kann – und dessen Diskurs das Abhängigkeitsverhältnis von ästhetischen Formen und denjenigen des Lebens zum Wesen hat: Literatur im ausgehenden 18. Jahrhundert findet ihren Ort unter den Künsten dadurch, dass sie ihre Autonomie als »Stätte des Schönen und das wiederum heißt: als Form« unter Beweis stellt, und dieses Formschöne nun findet die Literatur im Leben bereits vorgeformt.⁵ Hier werden dann alle am Romanprojekt beteiligten Texte – Romane wie Romantheorien – zur Grundversicherung darauf, dass die ethische »Verhandlung des Verhältnisses zwischen ›sollen‹ und ›sein‹« im Umgang mit diesen Texten vermittelt werden kann.⁶ Diejenigen prä- wie deskriptiven Texte,⁷ die Romane auf ihre poetologischen Potenziale hin-lesen (Theorien und Poetiken), sind indes selbst kaum von normativen Erwartungen in Bezug auf das Leben entkoppelt; ihre ›Leistung‹ besteht darin, für ein ›richtiges‹ Leben vorbildliche Romanformen zu suchen und zu finden. Ganz im Sinne Paul Ricœurs handelt es sich gerade bei Romantheorien um Anwendungsfälle von Verdachtshermeneutik, insofern sie das Ergebnis verdächtigender, mithin paranoischer Lektüren von Romanen sind: Lektüren, die dem abhanden gekommenen Sinn einer Moderne ab 1800 mit dem Zwang zum So-Sein von Romanen beikommen wollen und die eine Vorlage für dieses So-Sein – und das ist entscheidend – im Verhältnis ›der Geschlechter‹ findet. Das ist umso beachtlicher, als es sich hierbei um einen kaum weniger instabilen Gegenstand als den Roman handelt. In ihrer Funktion als zugleich deskriptive wie präskriptive Texte tragen Romantheorien, in aller Kürze, in die Form des Romans und in die ihm korrespondierenden Formen des Lebens ein spezifisches Verständnis von Geschlecht ein, sodass beide Formen – Geschlecht und Roman – in ein Wechselverhältnis zueinander treten.⁸

Der Effekt ist beachtlich: Romantheorien scheinen seit 1800 eher an einer Ontologisierung ihres Formen-Begriffs interessiert zu sein, als dass sie Formen (die von Leben, Literatur und Geschlecht) dynamisch und potenziell denken.⁹ Indes lassen sich mit Blick auf Texte, die im Anschluss an die deutsche Frühromantik entstanden sind, Poetiken identifizieren, die Formen- und